

Kolloquium: Akademische Wissenschaft im säkularen Wandel. 300 Jahre Wissenschaft in Berlin

Aus Anlaß der Gründung der Leibnizschen Sozietät der Wissenschaften vor 300 Jahren in Berlin veranstaltete die Leibniz-Sozietät am 14. April 2000 in Berlin ein wissenschaftliches Kolloquium. Den Hauptvortrag hielt Conrad Grau†. Vortragende waren außerdem Joachim Herrmann, Hans Heinz Holz, Herbert Hörz, Johannes Irmscher und Wolfgang Küttler. Die Leitung des Kolloquiums lag in den Händen von Hubert Laitko.

Conrad Grau (†)

Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts

Es ist wohl nicht üblich, einen Beitrag zu Ehren des maßgeblichen Initiators der 300jährigen Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften und zugleich des Namensgebers unserer heutigen Sozietät mit persönlichen Hinweisen zu beginnen. Und dennoch muss ich Sie damit belästigen und um Verständnis bitten. Im Unterschied zu dem Zeitpunkt, da ich meine heutige Aufgabe übernommen habe, befinde ich mich gegenwärtig aus hier nicht zu erörternden Gründen in einem Zustand einer übermäßigen physischen und nervlichen Belastung als Mensch und Wissenschaftler, die meine Arbeitsmöglichkeit beeinträchtigt. Diese Situation liess mich zeitweilig erwägen, auf diesen Vortrag zu verzichten, wie ich mich auch in einigen anderen Fällen von Aufgaben gleichsam selbst suspendiert habe. Ob diese Entscheidung vorübergehend oder endgültig ist, vermag ich im Augenblick nicht zu sagen. Ich glaubte indessen nach eingehenden Überlegungen richtig zu handeln, wenn ich heute hier trotzdem auftrete. Mündet doch, wie

* Dieser Vortrag stützt sich auf folgende Arbeiten des Verfassers:

Grau, Conrad, Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrten-gesellschaft in drei Jahrhunderten, Heidelberg, Berlin, Oxford 1993 (mit ausführlicher Bibliographie).

viele von Ihnen wissen, mein gesamtes berufliches Leben irgendwie folgerichtig in den 300. Jahrestag der Gründung dieser Institution, in der ich genau vierzig Jahre mit Höhen und Tiefen tätig gewesen bin und vielleicht auch auf den einen oder anderen Erfolg verweisen kann.

Wenn das, was ich Ihnen vorzutragen beabsichtige, nicht ganz dem gängigen Leibniz-Bild entspricht, so ist das allerdings nicht meinem gegenwärtigen persönlichen Zustand geschuldet, der für die Sache des Jubiläums und für Sie als meine Zuhörer durchaus unerheblich sein dürfte. Es musste jedoch gesagt werden, weil es nach meiner Meinung einen inneren Zusammenhang mit meinen beabsichtigten Äusserungen über Leibniz und sein Wirken für und in der Sozietät gibt. Darüber und über deren weitere Entwicklung bis in die Gegenwart habe ich seit Jahren intensiv geforscht und nachgedacht, wobei es notwendig war, bekannte oder weniger beachtete Quellen und das gesamte Umfeld einer eingehenden neuen Analyse zu unterziehen. Meine zweite Entschuldigung, für die ich Sie um Verständnis bitten muss, bezieht sich daher auf meinen heutigen Interpretationsversuch, den ich natürlich – wenn auch vielleicht nicht heute – der wissenschaftlichen Diskussion anheimstelle. Es geht mir darum, das Wirken von Leibniz und der Folgen in einen etwas anderen Zusammenhang als den bisher vorherrschenden zu stellen.

Für mich und meine Stellung zu meiner eigenen Forschungsarbeit der letzten Jahrzehnte sind diese Ihnen zugemuteten Vorbemerkungen auch deshalb wichtig, weil sie mein wissenschaftliches Selbstverständnis berühren. Mit anderen Worten: Ich muss in gewisser Hinsicht den Sinn meines Arbeitens allgemein und einige Ergebnisse meiner bisherigen akademiegeschicht-

- ders., Zur Vor- und Frühgeschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften im Umfeld der europäischen Akademiebewegung, in: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition, Bd. 2, Tübingen 1996, S. 1381–1412
- ders., Professor in Halle, Präsident in Berlin. Annäherungen an die Brüder Nikolaus Hieronymus Gundling und Jakob Paul Gundling, in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhordt, Bd. 5, Köln, Weimar, Wien 1999, S. 241–254
- ders., Maupertuis in Berlin, in: Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Eine Bilanz nach 300 Jahren, Berlin 1999, S. 35–55
- ders., Hertzberg und das Leibnizsche Akademiekonzept, in: Labora diligenter (= Studia Leibnitiana Sonderheft 29), Stuttgart 1999, S. 30–60
- ders., Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg, Leipzig, Thun, Frankfurt am Main 1988

lichen Forschungen, die in zahlreichen Publikationen ihren Niederschlag gefunden haben, neu hinterfragen. Ich kam schließlich zu dem Ergebnis, dass der Kreis meiner Kolleginnen und Kollegen in der Leibniz-Sozietät, die mich der Ehre einer Mitgliedschaft würdigten, der geeignete Ort und die Thematik meines Vortrages der geeignete Gegenstand sind, um über das, was ich bislang getan, öffentlich nachzudenken. An dieser Stelle bitte ich Sie also zum dritten Mal um Verständnis, selbst auf die Gefahr hin, Sie mit meinen menschlich-beruflich-wissenschaftlichen Tiraden gelangweilt zu haben. Es war für jetzt die dritte und letzte Bitte dieser Art, und ich komme damit zum eigentlichen Thema.

Es gibt spätestens seit Adolf Harnacks Geschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften von 1900 ein fest gefügtes und wohl allgemein gebilligtes Bild von der Rolle, die Gottfried Wilhelm Leibniz bei der Gründung der Sozietät 1700 und in deren früher Entwicklung bis zu seinem Tode 1716 spielte. Der Ausgangspunkt für diese Harnacksche Interpretation liegt natürlich in seiner stark preußisch-deutsch und damit national geprägten Geschichtsauffassung ebenso wie in seiner Auffassung, dass Menschen die Geschichte machen. Bereits auf Seite 5 seiner mehr als 1000-seitigen Geschichte schreibt Harnack folgenden Satz: „Dabei wird uns sofort die Gestalt Leibnizens entgegentreten, der der Führer seines Zeitalters und der Schöpfer der meisten Akademien des Continents, aber der wirkliche Stifter, das Haupt und die Seele unserer Akademie gewesen ist.“ Auch wenn der Autor diese Verabsolutierung von Leibniz im Verlauf seiner weiteren Darstellung durchaus relativiert, so stimmte sie doch in dieser Form vor hundert Jahren so wenig wie heute. Das ändert nichts an der Tatsache, dass das Werk Harnacks hinsichtlich seines Materialreichtums bis auf spätere ergänzende Ergebnisse der Detailforschung unübertroffen ist, hinsichtlich seiner Interpretationen aber nicht nur in den Abschnitten über Leibniz, die sich durch die gesamte Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite ziehen, in mancher Hinsicht überholt ist.

Die von Harnack 1900 vertretene und bis heute wirksame Leibniz-Interpretation hat indes noch tiefere Wurzeln. Die wichtigste ist wohl eine Bestimmung des Statuts der Preußischen Akademie von 1812. Darin wurde festgelegt, dass von den drei jährlichen öffentlichen Versammlungen der Akademie eine – neben der für Friedrich den Großen und für den jeweils regierenden König – in jedem Jahr Leibniz gewidmet sein musste. Wenn

man von den durchaus üblichen Ehrungen von Herrschern oder Staatsoberhäuptern in Akademien zu besonderen Anlässen absieht, so gibt es meines Wissens keine einzige Akademie der Welt, die jährliche Veranstaltungen zu Ehren einer einzigen Persönlichkeit durchführte, auf die allein die Gründung zurückgeführt wurde. Die Festlegung von 1812 war wohl nicht zuletzt auch ein Ausdruck des romantischen Genie-Kultes, der sich in dem Umfeld des absehbaren Sieges Preußen-Deutschlands über Frankreich in der verstärkten Rückbesinnung auf eine zum Teil verklärte deutsche Vergangenheit herauszubilden begann.

Die 1812 in Bezug auf Leibniz eingeführte Regelung galt mehr als anderthalb Jahrhunderte in dem Sinne, dass bei dieser Gelegenheit ausdrücklich ein Vortrag über seine Person gehalten werden musste. Erst in den letzten Jahrzehnten wandelte sich der Leibniz-Tag zu einem Tag, an dem die Akademie über ihre Leistungen des Vorjahrs berichtete. Wer könnte bezweifeln, dass Aberdutzende von Leibniz-Vorträgen in der Akademie, die zum ganz überwiegenden Teil gedruckt wurden, sein Bild in nahezu apologetischer Weise verherrlichten und Wirkung zeigten? Diese Geschichte der akademischen Leibniz-Rezeption, zu der zusätzlich die verschiedenen Formen der Beschäftigung mit Leibniz in der Akademie vom 18. bis zum 20. Jahrhundert gehören, ist bis heute ein Desiderat der Forschung.

Das gängige öffentliche Leibniz-Bild hinsichtlich der Sozietät, das allerdings in der einschlägigen Forschung hinsichtlich seiner Gesamtpersönlichkeit durchaus differenzierter ist, lässt sich in wenigen Schlagworten zusammenfassen. Als bedeutendster deutscher Universalgelehrter seiner Zeit war er der alleinige Gründer der Berliner Sozietät. Beteiligte Persönlichkeiten, die es in größerer Zahl gab und die aus rein faktischen Gründen nicht unerwähnt bleiben konnten, werden fast durchweg zu Randfiguren reduziert, sogar degradiert. Wer Leibniz' Intentionen, die außer von seinem starken und fest fundierten wissenschaftlichem Willen auch von einem ausgeprägten persönlichen Ehrgeiz bestimmt waren, förderte und unterstützte, kommt in der Regel recht gut weg. Wer sich, und sei es auch nur in der Form gewesen, ihm tatsächlich oder scheinbar entgegenstellte, wurde zum Teil hart kritisiert. Besonders hervorzuheben ist, dass dieselben mit Leibniz an der Sozietätsgründung beteiligten Persönlichkeiten für die verschiedenen Zeitabschnitte der Gründungs- und Frühgeschichte mal zu jener, mal zu dieser Gruppe gehören konnten. Maßstab allein waren Leibniz und sein Han-

deln. Das gilt für den gesamten Zeitraum von zwanzig Jahren, in denen sein Wirken mehr oder weniger eng mit der Sozietät verbunden war, also von der Vorgeschichte seit 1697 bis zu seinem Tode 1716. Der Titel des neueren Buches von Hans-Stephan Brather „Leibniz und seine Akademie“ gibt dieser Tatsache klassischen Ausdruck. Dabei muss zugleich nachdrücklich festgehalten werden, dass der reiche Inhalt und die vom Autor gelieferte Darstellung der Ereignisse dem Titel über weite Strecken keineswegs entsprechen. Sollte der vom Autor vielleicht gar nicht selbst, sondern vom Verlag bestimmte Titel „Leibniz und seine Akademie“ eher auf einen Verkaufserfolg gemünzt gewesen sein, da er so sehr dem gängigen Bild entsprach? In diesem Falle wäre eine Gelegenheit verpasst worden, ein nach meiner Meinung bislang etwas verzeichnetes Bild von Leibniz im Hinblick auf die Sozietät im Sinne der historischen Wahrheit zu korrigieren.

Alle Entscheidungen, die mit der Vor- und Frühgeschichte der Sozietät im Zusammenhang stehen, werden fast ausschließlich mit dem Namen von Leibniz in Verbindung gebracht. Er entwickelte den Plan, er erarbeitete die Grundtexte der Stiftungsurkunde, der Generalinstruktion und seines eigenen Berufungsschreibens zum Präsidenten. Er organisierte den Erlass der Privilegien, von denen das Kalenderprivileg das wichtigste war, für das aber auch andere bereits vor ihm wichtige Grundgedanken entwickelt hatten. Er betrieb den Bau des Observatoriums als der von Anfang an wichtigsten Arbeitsstätte der Sozietät. In Anlehnung an Bert Brecht könnte man hier fragen: Wer baute das siebentorige Theben? Einer nur allein? Zwar lassen sich die erwähnten Unternehmungen von Leibniz nicht bestreiten, da es Leibniz in der Tat gelang, insbesondere nach dem 19. März 1700, als die Entscheidung für die Gründung der Akademie und des Observatoriums gefallen war, enge Kontakte zum Hof und zu weiteren beteiligten Persönlichkeiten zu knüpfen, teils brieflich, teils persönlich. Und dennoch erfassen die allein Leibniz zugeschriebenen Aktivitäten nur einen Teil der vollen Wahrheit. Sie berücksichtigen nämlich bei aller Genialität der Planungen von Leibniz die eigentlichen Begleitumstände der Entstehungs- und Frühgeschichte der Sozietät unzureichend.

Ich denke hier besonders an vier Umstände, ohne die die Gründung der Sozietät in Berlin 1700 nicht hätte erfolgen können. Sie waren alle im Einzelnen von unterschiedlicher Wichtigkeit, haben aber alle eine unübersehbare Rolle gespielt. Wenn ich sie hier in der notwendigen Gedrängtheit

aufzähle, beabsichtige ich keine Wertung dieser verschiedenen Faktoren. Ihre Hauptwirkung bestand in ihrem Vorhandensein an sich und in ihrer Wechselwirkung aufeinander.

Erstens ist die Ausbreitung des Akademiegedankens nördlich der Alpen im Europa des 17. Jahrhunderts zu nennen. An dessen Ausgestaltung hatte Leibniz einen beachtlichen, vielleicht sogar maßgeblichen Anteil, wie sich an vielen Beispielen seiner Bemühungen seit 1668 nachweisen ließe. Er war aber keineswegs der alleinige „Führer seines Zeitalters und der Schöpfer der meisten Akademien des Continents“, wie Harnack 1900 unterstellte. Er war Glied einer Gruppe von Persönlichkeiten, die an vielen Orten, beispielsweise in Paris und London, in Schweinfurt und in St. Petersburg – und natürlich auch in Berlin – von 1635 bis 1724 fünf bis heute bedeutende Akademien in wechselnder Abhängigkeit voneinander schufen. Es waren dies in der Reihenfolge ihres Entstehens die Académie Française, die Leopoldina, die Royal Society, die Académie des Sciences, die Preußische Sozietät und die Akademie Rußlands, von denen die erste vor seiner Geburt und die letzte schon nach seinem Tode gegründet wurden. Der Anteil und die Funktion von Leibniz als eine der immerhin führenden Persönlichkeiten – aber nicht als „Führer“ – in der res publica litteraria Europas um 1700 bedarf hinsichtlich der Akademiebewegung der weiteren differenzierten Erforschung. Sie würde, davon bin ich fest überzeugt, mit einer Relativierung zu einem insgesamt gerechteren Gesamtbild führen, ohne den zweifellos beachtlichen spezifischen Anteil von Leibniz gerade an der Berliner Gründung in irgendeiner Weise zu beeinträchtigen.

Zweitens bedarf das brandenburgische Umfeld, in dem die Sozietät 1700 entstand, unter Berücksichtigung aller Faktoren mindestens seit der Regierungszeit des Großen Kurfürsten einer erneuten und vertieften Untersuchung, wobei Leibniz zunächst gar nicht beachtet werden muss. Diese Faktoren betreffen die Ökonomie, die Politik und die Verwaltung in allen ihren Aspekten. Unter dem Gesichtspunkt der Sozietätsgründung ist besonders der wissenschaftliche Zustand des Landes zu befragen. Brandenburg hatte eine beachtliche Zahl von Gymnasien, die damals auch als Forschungsstätten eine ganz andere Rolle spielten als heute, ja schlechthin mit den modernen Gymnasien seit dem 19. Jahrhundert in keiner Weise vergleichbar sind. In Frankfurt an der Oder (1506: Viadrina), in Königsberg in Preußen (1544: Albertina), in Duisburg (1655) und in Halle an der Saale

(1694: *Fridericiana*) bestanden vier brandenburgische Universitäten, die zwar im Einzelnen unterschiedlich, insgesamt aber doch zumindest in bestimmten Zeitabschnitten in Gemeinschaft mit vielen anderen einen maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der Wissenschaft in Deutschland und Europa ausübten. Brandenburg war also im 17. Jahrhundert wissenschaftlich keineswegs eine *tabula rasa*, wobei man natürlich über seinen Stellenwert im Vergleich zu anderen deutschen Territorien vertiefend forschen und nachdenken müsste.

Drittens verfügte Berlin, oder besser gesagt verfügten bis 1708 die Fünfstädte Berlin, Cölln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichstadt, bereits vor 1700 über eine Reihe sehr passabler Bildungsstätten. Dabei sind vor allem zu nennen: das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster, das Joachimsthalsche Gymnasium, das Collège Français der Hugenotten, die Kurfürstliche Bibliothek und die Akademie der Künste. In allen diesen Institutionen, auch wenn sie in ihrer Bedeutung vielleicht solchen an anderen Orten nicht in jedem Falle gleichzusetzen waren, arbeiteten und forschten teils hochqualifizierte Gelehrte. Berufungen nach Berlin aus anderen Landesteilen, sogar von Professoren inländischer und auswärtiger Universitäten könnten als Beispiele dafür angeführt werden. Auch unter den Beamten des Kurfürsten, besonders im diplomatischen und kirchlichen Bereich, war die Zahl der Persönlichkeiten nicht gering, die sich neben ihrer Berufstätigkeit auch wissenschaftlichen Problemen zuwandten. Es handelte sich dabei um Brandenburger, Vertreter anderer deutscher Länder und um nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ab 1685 zugewanderte Hugenotten aus Frankreich.

Viertens ist damit der Personenkreis angesprochen, der in Berlin, schon bevor an eine hiesige Wirksamkeit von Leibniz überhaupt gedacht wurde, das Potential stellte, das eine eventuelle Akademie hätte tragen können, auch wenn wohl keine von diesen Personen mit den großen Wissenschaftlern Europas vergleichbar war, die zu Initiatoren der damaligen wissenschaftlichen Revolution wurden. In Berlin wirkten damals aber immerhin einige namhafte Gelehrte, deren Aufzählung in einer Auswahl, die hier allein geboten werden kann, keine Wertung bedeuten soll.

Samuel Pufendorf, der Begründer der modernen Staatslehre und brandenburgische Hofhistoriograph, forschte bis zu seinem Tode 1694 in Berlin. Hier wirkte von 1691 bis 1705 Philipp Jakob Spener, der als Begründer des

Pietismus gilt, einer Lehranschauung mit tiefgreifender Ausstrahlungskraft auf das geistige Leben. Sein in Frankfurt am Main 1678 geborener Sohn Christian Maximilian Spener war ein herausragender Arzt und schon seit 1701 Sozietätsmitglied. Der Rechtsgelehrte und Diplomat Ezechiel Spanheim, zunächst Professor in Genf, trat 1680 in brandenburgische Dienste und brachte seine bedeutende Bibliothek nach Berlin. Er initiierte und leitete mindestens von 1693 bis 1697 die nach ihm benannte Spanheimgesellschaft.

Von 1679 bis 1688, als er nach Schweden übersiedelte, führte Johann Kunckel auf der Pfaueninsel chemische Versuche durch, erfand das Rubin- oder Kunckel-Glas und entdeckte den Phosphor in den Knochen. Der in Berlin in einer Gelehrtenfamilie geborene Johann Raue, zunächst Professor in Erfurt und Rostock und später in Dänemark und Danzig wirkend, wurde 1659 als Bibliothekar beauftragt, die schon bestehende Bibliothek des Kurfürsten zur öffentlichen Nutzung vorzubereiten. Sie wurde 1661 eröffnet und besteht heute als Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Von 1697 bis zu seinem Tode 1739 arbeitete Mathurin Veyssière de la Croze, der wohl bedeutendste Sprachenkenner seiner Zeit, als Bibliothekar und als Professor der Philosophie am Collège Français in Berlin. Er wurde 1701 Sozietätsmitglied. Christian Mentzel, bis zu seinem Tode 1701 auch Leibarzt der brandenburgischen Kurfürsten, hatte zahlreiche Forschungsreisen durch Europa unternommen und war seit 1675 Mitglied der Leopoldina, auf deren Arbeit er nachhaltigen Einfluß nahm.

Ebenfalls Mitglied dieser Akademie seit 1674 war Johann Sigismund Elsholz, auch Leibarzt in Berlin bis zu seinem Tode 1688, der sich große Verdienste als Begründer des wissenschaftlichen Gartenbaus in Berlin und Brandenburg erwarb. Von 1673 bis 1702 wurden insgesamt 15 Wissenschaftler, überwiegend Ärzte, die dauernd oder zeitweilig in Berlin tätig waren, als Mitglieder in die Leopoldina aufgenommen. Vier von ihnen wurden auch Mitglieder der Berliner Sozietät, davon drei bereits 1701.

Aus den Niederlanden, wo er nach seiner Emigration als Hugenotte zunächst tätig war, kam Etienne Chauvin als Professor an das Collège Français in Berlin, wo er von 1696 bis 1698 in drei Bänden seine schon in Rotterdam begonnene Zeitschrift „Nouveau Journal des Sçavans, dressé à Berlin“ herausgab. Sie war ein Spiegelbild des geistigen Lebens in Berlin. Der spiritus rector im Hintergrund dieser Zeitschrift war der allen Wis-

senschaften aufgeschlossene Brandenburgische Premierminister von 1688 bis 1697 Eberhard von Danckelman. Noch vor seinem Sturz aus politischen Gründen Ende 1697 wurden erste Weichen für die Sozietätsgründung in Berlin gestellt, deren Mitglied seit 1701 auch Chauvin war.

Nach dem Tode Pufendorfs 1694 hatte Leibniz, durchaus nicht ohne Absicht auf eine eventuelle Nachfolge, von Hannover aus allmählich engere Kontakte nach Berlin geknüpft, wo seine Schülerin Sophie Charlotte, die spätere Namensgeberin des Schlosses Charlottenburg, seit 1684 durch ihre Verheiratung mit dem späteren Kurfürsten Friedrich III. Kurfürstin war. Leibniz korrespondierte, um nur einige bereits genannte Namen zu wiederholen, mit Spanheim, Danckelman und Chauvin. Weiterhin gehörten zu diesen Korrespondenten u.a. der kurfürstliche Archivar Johann Jakob Cuneau (auch Couneau, Chuno oder Cuno), vor allem aber Daniel Ernst Jablonski, der seit 1693 fast fünf Jahrzehnte hindurch Hofprediger in Berlin war. Mit Leibniz und Jablonski nennen wir zum ersten Mal zusammen die beiden Persönlichkeiten, die vor allem die Gründung der Berliner Sozietät durchgesetzt haben. Dabei stand Jablonski durchaus nicht so sehr im Schatten von Leibniz, wie es die spätere Geschichtsschreibung uns weismachen will. Sicherlich waren sie unterschiedlich begabt und ihre rein wissenschaftlichen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten sind schwer vergleichbar, wenigstens nicht gleichzusetzen. Was ihren Einfluss auf die zu treffenden Entscheidungen betrifft, so kann man beide unbesehen und ohne Einschränkung in eine Reihe stellen. Die Geschichte lehrt uns, wenn sie uns überhaupt etwas lehren kann, dass der geistig-wissenschaftlich Bedeutendere keineswegs *eo ipso* den geistig-wissenschaftsorganisatorisch Befähigten in den Schatten stellen muss. Beispiele für Personen aus allen Zeitabschnitten erspare ich mir an dieser Stelle.

Im Falle der Berliner Sozietätsgründung und ihrer Frühgeschichte bis 1741 dominierte das Gespann Leibniz-Jablonski sowohl in Gemeinsamkeit als auch im Gegensatz. Jeder brachte seinen speziellen Anteil ein, und man kann durchaus die These aufstellen: Ohne das Zusammenwirken von Leibniz und Jablonski, aber auch einschließlich der um sie herum tätigen Persönlichkeiten unter insgesamt günstigen regionalen und europäischen Bedingungen, hätte es die von 1700 bis 1744 bestehende Preußische Sozietät der Wissenschaften und damit auch ihre Nachfolgeeinrichtungen bis in die Gegenwart nicht gegeben. Eine Rolle spielte bei den Ereignissen um

1700 auch eine gewisse Konkurrenz zwischen Leibniz und Jablonski, die als selbstbewusste Persönlichkeiten zutiefst von ihrem eigenen Wert und ihrer Unentbehrlichkeit überzeugt waren, wie zahlreiche Zeugnisse belegen. Am Schlusse hatte, wie zu zeigen sein wird, Jablonski die stärkeren Bataillone, was auch daran lag, dass Leibniz stets gleichzeitig eine ganze Reihe von Projekten verfolgte, von denen die Berliner Sozietät nur eins war, und sich dadurch im gewissen Sinne verzettelte, während Jablonski vor Ort gezielt und bewusst unter Nutzung seines stellungsbedingten Vorteils agieren konnte. Es würde keineswegs den Tatsachen widersprechen, wenn unsere heutige Wissenschaftlergemeinschaft den Namen Leibniz-Jablonski-Sozietät e.V. trüge. Womit ich allerdings durchaus keiner eventuellen Umbenennung das Wort reden möchte.

Wer war dieser Daniel Ernst Jablonski, der von 1660 bis 1741 lebte? Die Sozietätsgründung fällt ziemlich exakt in die Mitte seines langen Lebens. Als Enkel des berühmten Jan Amos Comenius, der einer der bedeutendsten Denker des 17. Jahrhunderts und dessen Wirken mit dem Akademiegedanken vielfältig verbunden war, wurde er in der Nähe der damals zu Polen gehörenden Stadt Danzig geboren und erhielt seine Grundausbildung am Gymnasium in Lissa (polnisch: Leszno), das einst von seinem Großvater geleitet wurde. Es handelte sich um eine Einrichtung der im Zuge der katholischen Gegenreformation vertriebenen Böhmisches Brüder. Vielleicht war diese Herkunft der Grund für Harnack, in seiner Geschichte von 1900 auf Seite 193 von den „beiden Slaven Jablonski“ – gemeint waren Daniel Ernst und dessen Bruder Johann Theodor Jablonski als Beständiger Sekretar der Sozietät – zu sprechen, die „nicht fähig waren in der deutschen Sprache etwas zu leisten“. Die deutsche Sprachpflege gehörte bekanntlich zu den Aufgaben der Sozietät. Und an anderer Stelle auf Seite 205 verweist Harnack auf einen Brief des Sozietätsmitglieds Leonhard Frisch von 1715 an Leibniz. In einer deutschen Übersetzung der „Germania“ des Tacitus von Johann Theodor Jablonski, so Frisch, „spüre man den Pollacken gleich im ersten Periodo“, welcher Aussage Leibniz zugestimmt hätte. Wie auch immer der Wahrheitsgehalt sein mag, ich sehe in solchen Formulierungen ein peinliches Zugeständnis an die damalige Slaven- und Polenfeindlichkeit in Deutschland, die durchaus geeignet war, auf das von Harnack gezeichnete Gesamtbild der Jablonskis als kritikwürdige Gegner von Leibniz durchzuschlagen.

Daniel Ernst Jablonski – wie auch sein Bruder beispielsweise als Verfasser eines der ersten deutschen Lexica – stand ganz auf der Höhe der damaligen deutschen und auch europäischen Bildung. Er studierte 1677/78 in Frankfurt an der Oder und von 1680 bis 1683 in Oxford, wo er 1706 anlässlich der 200-Jahr-Feier der Universität Frankfurt die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber erhielt. Nach mehreren Zwischenstationen, so von 1686 bis 1691 als Rektor des Gymnasiums in Lissa, wurde er 1693 als Hofprediger nach Berlin berufen. Auch hier nahm er sofort am wissenschaftlichen Leben teil, beispielsweise als Mitglied der erwähnten Spanheim-Gesellschaft, für deren Arbeiten Jablonskis Tagebuchaufzeichnungen neben dem Journal von Chauvin eine wichtige Quelle sind. Das wissenschaftliche Werk von Jablonski ist wenig umfangreich, dafür aber um so vielfältiger im historisch-theologisch-sprachlichen Bereich. Sein Interesse galt auch naturwissenschaftlichen Problemen. Sein Nachlass, soweit er sich hinsichtlich der Sozietätsprobleme nicht im Berliner Akademiearchiv befindet, ist verschollen. Die Quellensituation unterscheidet sich also grundlegend von der im Falle von Leibniz, was auch ein Grund für die bisher ungenügende Würdigung Jablonskis sein mag. Die Breite seiner wissenschaftlichen Interessen dokumentiert immerhin der Katalog seiner 1742 versteigerten Sammlung von Büchern und Handschriften. Auf seinem Epitaph an der Parochialkirche in Berlin werden neben anderen Titeln und Verdiensten auch der als „Praesid. der Societ. der Wissenschaft“ genannt, und er wird als „gründlicher Sprach Gelehrter“ und „unpartheyscher Geschicht Schreiber“ bezeichnet.

Der Gang der Geschichte wollte es, dass die hochgebildeten Wissenschaftler Leibniz und Jablonski 1697 von ihren Höfen in Hannover und Berlin den Auftrag erhielten, einen neuen Anlauf für die Union der Lutheraner und der Reformierten zu nehmen. Der Verlauf und der substantielle Inhalt der nun beginnenden und bis 1706 dauernden Verhandlungen, die brieflich und durch Denkschriften, aber auch während persönlicher Begegnungen geführt wurden, müssen hier unberücksichtigt bleiben. Wichtig ist allein, dass sie auch Gelegenheit boten, die beide Seiten interessierende Akademiefrage zu erörtern. Einzelheiten würden hier zu weit führen, denn alles war eingeordnet in die große Politik der damals noch kleinen Mächte der Welfen und Hohenzollern. Als ganz maßgeblich müssen wir allerdings den 5. März 1698 festhalten. An diesem Tage berichtete Jablonski an Leib-

niz von einem Gespräch mit der Kurfürstin im Frühjahr 1697, bei dem sich Sophie Charlotte verwundert zeigte, „dass da diese Residentz-Stadt sonst mit allerhand Künsten und Wissenschaften reichlich versehen wäre, nur kein Liebhaber der Astronomie auch kein Observatorium darinn befindlich, dass auch Berlin nicht einen eigenen Kalender hätte“.

Das war der Ausgangspunkt für mehrjährige Verhandlungen zwischen Leibniz und Jablonski, in die viele weitere Personen, besonders in Berlin, eingeschaltet wurden, von denen einige als Vertreter der Berliner Wissenschaft bereits namentlich erwähnt wurden. Das Ergebnis war schließlich der Plan für eine Akademie und ein Observatorium in Berlin, der in seinem Grundgehalt mit Leibniz abgestimmt war und der im März 1700 von Jablonski dem Kurfürsten vorgelegt wurde. Die Zeit drängte insbesondere auch deshalb, weil das Corpus Evangelicorum des Reichstages zu Regensburg am 23. September 1699 beschlossen hatte, in den protestantischen Ländern zum Gregorianischen Kalender überzugehen und auf den 18. Februar 1700 des alten Stils sofort den 1. März 1700 des neuen Stils folgen zu lassen. Die Ausarbeitung von Jablonski und des ihn unterstützenden Kreises in Berlin konnte nicht mehr Wort für Wort mit Leibniz abgestimmt werden, wurde aber von ihm gebilligt. In ihr wurden zahlreiche Details für eine Sozietät eingehend ausgeführt und begründet. Leibniz wurde als Präsident vorgeschlagen. Diesen Plan billigte der Kurfürst am 19. März 1700, nicht ohne den Tätigkeitsbereich der künftigen Akademie über den astronomisch-naturwissenschaftlichen Sektor auch auf Geschichte und Sprachen auszuweiten. Damit waren Leibniz und Jablonski schon deshalb einverstanden, weil beide Arbeitsgebiete und deren Bedeutung ihnen durchaus vertraut waren.

Nummehr konnten die eigentlichen konkreten Vorbereitungen einsetzen. Leibniz kam nach Berlin und setzte den Namen Sozietät statt Akademie – so wurden im allgemeinen Sprachgebrauch gelegentlich auch Universitäten genannt, von denen man sich abgrenzen wollte – durch. Der Astronom Gottfried Kirch wurde im Mai 1700 noch vor der offiziellen Gründung zum Sozietätsmitglied berufen, der Stiftungsbrief, die Generalinstruktion und die Berufungsurkunde für Leibniz als Präsidenten wurden auf der Grundlage seiner Entwürfe vorbereitet. Die auf dieser Grundlage schließlich am 11. Juli 1700 offiziell gegründete Kurfürstlich Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften erhielt neben anderen Privilegien vor allem das zur alleini-

gen Ausarbeitung, zum Druck und zum Vertrieb der Kalender für Brandenburg-Preußen. Damit gewann sie für etwas mehr als ein Jahrhundert einen beachtlichen Teil ihrer finanziellen Grundausrüstung zur Durchführung ihrer Arbeiten, bevor sie seit dem 19. Jahrhundert über den Staatshaushalt und zunehmend auch durch Stiftungen finanziert wurde. Wie bereits gesagt, wurde der ursprüngliche Plan einer astronomisch-naturwissenschaftlichen Akademie aufgegeben. Durch die Einbeziehung von Medizin, Philologie, Geschichte und später noch weiterer Disziplinen entstand 1700 in Berlin die erste Akademie Europas für den Gesamtbereich der Wissenschaften. Dadurch unterschied sie sich von allen bis dahin in Europa bestehenden Akademien. Weitere Akademiegründungen folgten vielfach in den Grundzügen dem in Berlin durchgesetzten Strukturprinzip.

Die Berliner Sozietät arbeitete zunächst auf der Grundlage der Gründungsdokumente, d.h. ohne eigentliches Statut, das die Organisationsstrukturen und die Arbeitsweise der Mitglieder regelte. Der Bau der Sternwarte wurde begonnen, Anwesende und Abwesende Mitglieder wurden gewählt, die Kalender herausgegeben und erste Kontakte zu anderen Einrichtungen geknüpft. Während des ersten Jahrzehnts wurden etwa 30 Anwesende und etwa 50 Abwesende Mitglieder aufgenommen, und zwar überwiegend in Absprache zwischen Leibniz als dem Präsidenten, Daniel Ernst Jablonski als dem allgemein anerkannten Seniormitglied und Johann Theodor Jablonski als dem Beständigen Sekretar. Eine Rolle spielten auch die als gelehrte Mitbegründer geltenden Johann Gerhard Rabener, der aber als Justizrat schon im Januar 1701 starb, und der schon genannte Archivar Cuneau. Zusammenkünfte von Mitgliedern fanden unregelmäßig statt, da es eine feste Ordnung noch nicht gab und vieles von der Aktivität Einzelner abhing. Sehr aktiv war Leibniz selbst, wie sein Briefwechsel vor allem mit den Jablonskis und seine Bemühungen ausweisen, die Angelegenheiten während seiner sporadischen Berlin-Aufenthalte voranzubringen, wenn er auch Mitglieder zu Beratungen zusammenrief.

Das wichtigste wissenschaftliche Ergebnis neben den Kalendern der Sozietät war das im Mai 1710 edierte erste Periodikum, die „Miscellanea Berolinensia“ in lateinischer Sprache mit 60 Abhandlungen, davon zwölf von Leibniz. Elf Anwesende Mitglieder haben 35 und 13 Abwesende Mitglieder 17 Artikel beige-steuert. Dazu kamen einige Beiträge, die entweder anonym erschienen oder deren Verfasser nicht oder erst später Sozie-

tätsmitglieder wurden. Auf jeden Fall hatte die Sozietät damit ihre Existenz in der Öffentlichkeit unter Beweis gestellt, zumal 1709 auch die 1708 fertiggestellte Sternwarte an die Sozietät übergeben worden war.

Mit diesen beiden Ereignissen der Jahre 1709 und 1710 war endgültig der Zeitpunkt gekommen, um der vom König zwar gegründeten, aber immer noch Züge einer wissenschaftlichen Privatgesellschaft tragenden Sozietät einen offiziellen Status zu geben. Ein erster Entwurf für ein Reglement war dem König bereits 1704 vorgelegt worden, in dem u.a. die Einsetzung eines Ehrenpräsidenten neben Leibniz als Präsidenten vorgesehen war. Das konnte der Sache nach nur bedeuten, einem hochrangigen Vertreter des Staates eine Art Oberaufsicht zu übertragen. Die tatsächlichen Entscheidungen fielen aber durchweg erst im Sommer 1710 und führten praktisch zu einer Entmachtung von Leibniz in der Sozietät. Die Gründe dafür waren vielfältig und können in extenso hier nicht erörtert werden. Vielleicht lassen sich jedoch drei Gründe besonders hervorheben.

Erstens erregten die in viele Richtungen zielenden Aktivitäten des meist aus Berlin abwesenden Leibniz, die ja bekanntlich weit über sein Interesse an der Berliner Sozietät hinausgingen, Misstrauen und nährten Verdächtigungen. Zweitens gab es mit Sicherheit Intrigen seitens der Berliner Sozietätsmitglieder, darunter auch der Jablonskis, denen vor allem an der offiziellen Konstituierung der Sozietät liegen musste. Und drittens, das war meines Erachtens das Wichtigste, musste mit der offiziellen Konstituierung unter den Bedingungen des absolutistischen Regimes zur dauernden Sicherung der Sozietät ein Weg gefunden werden, der diese in das Regierungssystem einband. Das konnte nicht oder wenigstens nicht wirksam genug durch einen im damaligen Ausland wirkenden Präsidenten erfolgen, dessen anderweitige Aktivitäten zudem misstrauisch beobachtet wurden.

Das erste Statut der Sozietät vom 3. Juni 1710 legte folglich zunächst fest, dass Leibniz zwar Präsident blieb, dessen Abgang – was immer das heißen mochte – aber bereits eingeplant war. Zugleich wurde der Sozietät vom König einer der höchsten Beamten des Königreichs als Protektor vorgeschrieben, „an welchen sie in ihren Angelegenheiten, wen solche bis an Uns gelangen zu laßen die Nothwendigkeit erfordert, sich addressiren und halten möge, dergestalt, daß derselbe auf erfolgenden Abgang des ictzigen Praesidis der Societaet ihr auch als Praeses honorarius allein vorstehen, ihr Bestes beobachten und über denen von Uns gestellten Gesetzen und Ordnungen

halten solle und möge. Und damit so wenig bey dermahliger Abwesenheit des jetzigen Praesidis alß durch die anderweit obliegende Geschäfte des zukünftigen Praesidis honorarii zu Versäum- oder Hindansezung derer der Societaet obliegenden Verrichtungen kein Anlaß gegeben werden möge, soll sothanes Praesidium durch einen Vice-Praesidem aus den Gliedern der Societaet beständig vertreten werden.“ Bereits nach dem Statut von 1710 war Leibniz also gleichsam nur noch ein geduldeter Präsident ohne Einfluss.

Zugleich wurde 1710 die Bildung von vier Klassen der Mitglieder nach Fachgebieten angeordnet. Deren gewählte Direktoren, von denen einer jeweils der Vizepräsident war, sollten gemeinsam mit dem Beständigen Sekretar und „dem von Uns hiez zu bestelleten Advocati Fiscii“ das Concilium der Sozietät als inneres Leitungsgremium unter der Aufsicht des Ehrenpräsidenten oder Protektors bilden. Da einer der vier Direktoren jährlich wechselnd Vizepräsident wurde, bestand das Concilium aus sechs Personen, in dem bis zu seinem Tode Daniel Ernst Jablonski unabhängig von seiner sonstigen Funktion als Klassendirektor stets der primus inter pares war.

Am 27. Juni 1710 wurden Leibniz, falls er „durch den Todt oder auf andere Weise deßen abkommen sollte“, die 600 Taler entzogen, die er für die Erledigung der Sozietätsgeschäfte erhielt. Davon sollten 100 Taler an die Sozietätskasse fallen, die restlichen 500 Taler aber gleichmäßig auf die vier Direktoren und den Fiskal im Concilium aufgeteilt werden. Der Beständige Sekretar erhielt ein besonderes Gehalt und wurde daher hier als Conciliumsmittglied nicht berücksichtigt. Am 7. August 1710 wurde dann Marquard Ludwig von Printzen, der zugleich Präsident des Collegium medicum war, zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Von den von Juni bis August 1710 getroffenen Festlegungen über das Statut, über die Präsidentenbezahlung und über den Ehrenpräsidenten erfuhr Leibniz verspätet und sehr scheinbarweise. Es lässt sich kaum übersehen, dass sein Einfluss offensichtlich im Schwinden begriffen war. Selbst sein Tod wurde ja schon eingeplant. Den Anteil, den die beiden Jablonskis neben anderen daran hatten, wird er wohl erkannt haben. Wenn er sich selbst nun nicht völlig ausschalten wollte, musste er klein begeben, wobei man natürlich auch sein Interesse an der Sozietät ohne weiteres in Rechnung stellen kann. Er hat dem neuen Ehrenpräsidenten gratuliert und sogar noch gute Ratschläge für die Entwicklung der Sozietät erteilt. Ob es freilich nur seine Geschäfte, das schlechte Wetter und sein Gesundheitszustand gewesen sind,

die ihn von der Teilnahme an der feierlichen Eröffnung der Preußischen Sozietät am 19. Januar 1711 abhielten, mag immerhin dahingestellt sein. Von Februar bis Mai 1711 war Leibniz zum letzten Mal in Berlin und auch in der Sozietät, für die er weiterhin Interesse zeigte, wie entsprechende Vorschläge erweisen. Sein Tod 1716 fand in der Berliner Sozietät anders als in der Académie des Sciences in Paris, deren Auswärtiges Mitglied er war, keine offizielle Würdigung. In Paris hielt ihm der Beständige Sekretar Bernard Le Bovier de Fontenelle am 13. November 1717 eine ausführliche Gedenkrede.

Was Leibniz als der geistige Inspirator und der zumindest zeitweilig aktive Gestalter und was Jablonski als der aktive Wissenschaftsorganisator mit seinen engen Bindungen an den Hof mit der Sozietät geschaffen haben, hat allen Wendungen und Windungen zum Trotz Bestand gehabt. Man sollte ihre jeweils eigenen Anteile nicht gegeneinander aufrechnen, sondern unterstreichen, dass einer allein das erstrebte Ziel einer Sozietät in Berlin wohl nicht erreicht hätte. Das Statut von 1710 blieb mehr als dreißig Jahre in Kraft, und die verantwortlichen Sozietätsmitglieder jener Jahrzehnte, also das Concilium, haben durchaus auf seine Einhaltung gepocht, soweit das unter den damals gegebenen Bedingungen möglich war, und dabei sicher auch ihre eigenen Interessen im Auge gehabt. Das schloss allerdings nicht aus, dass sich Friedrich Wilhelm I. willkürlich in die Sozietätsgeschäfte einmischte, da er auf Grund seiner wissenschaftspolitischen Einstellung eine solche Einrichtung für überflüssig hielt, soweit sie nicht seinen eigenen engen Nützlichkeitskriterien entsprach. Immerhin ist es der Handlungsstrategie besonders Jablonskis gelungen, die Sozietät zu erhalten. Nicht unwichtig für die Frage Leibniz – Sozietät war für die Zeit bis zur Umgestaltung der Sozietät zur Académie des Sciences et Belles-Lettres, als mit Pierre Louis Moreau de Maupertuis 1746 wieder ein Präsident ernannt wurde, dass das Statut von 1710, mit dem die bestehende Sozietät offiziell konstituiert wurde, keinen Präsidenten vorsah, denn Leibniz war seit diesem Zeitpunkt im Unterschied zu der Entwicklungsphase von 1700 bis 1710 expressis verbis nur noch ein Präsident auf Abruf.

Alle inneren Leitungsgeschäfte der Sozietät lagen seit 1710 beim sechsköpfigen Concilium, dem neben fünf Mitgliedern der Sozietät der staatliche Fiskal angehörte und das allein über den Protektor einen direkten Zugang zum König hatte, wenn man einmal von den Möglichkeiten absieht, die ein

Hofprediger wegen der ständigen Nähe zum Monarchen durchaus nutzen konnte. Die Mitgliedschaft des Fiskals im Concilium war einmal notwendig, weil die Sozietät im Zusammenhang mit den Kalendern auch ein Wirtschaftsunternehmen und weil dadurch zugleich eine ständige direkte Staatsaufsicht über die Sozietät gesichert war. Der eigentliche Chef und gleichzeitig Vermittler zum absolutistischen König war allein der Protektor.

Auf den 1710 noch als Ehrenpräsidenten bezeichneten Printzen folgten 1725 Ehrenreich Bogislaus von Creutz und von 1733 bis 1743 Adam Otto von Viereck, die alle im Range von Ministern standen. Die Ernennungen erfolgten stets innerhalb von höchstens fünf Wochen, um keinen Leerlauf entstehen zu lassen. Das unterstreicht die Wichtigkeit dieser Funktion als Vermittler zwischen König und Concilium. Dagegen konnte die unter diesem Gesichtspunkt weniger wichtige Bestätigung der gewählten oder statutenwidrig vom König auch ernannten Direktoren als der Leiter der Klassen durchaus auch schon einmal längere Zeit dauern.

Im Unterschied zu der Zeit bis 1710, als Leibniz wirklich der Präsident der formal noch nicht konstituierten Sozietät war, seit 1746, als ein mächtiger Präsident bis 1759 an der Spitze der neuen Académie des Sciences et Belles-Lettres gestellt wurde, und seit 1939, als das Präsidentenamt wieder eingeführt wurde, gelten für die Zeiten von 1710 bis 1746 und von 1759 bis 1939 andere Maßstäbe, auch wenn es zwischen 1718 und 1741 Personen gab, die diesen Titel Präsident führten. Tatsächlich hatte die Sozietät von 1710 bis 1743 eine kollektive Leitung in der Gestalt des Conciliums, dem nur einer von den drei durch König Friedrich Wilhelm I. statutenwidrig und willkürlich ernannten Präsidenten angehörten. Die Berufungsurkunden lehnten sich in der Form an die von 1700 für Leibniz an.

Über Jakob Paul Freiherr von Gundling als Präsident von 1718 bis 1731 und David Faßmann als Präsident im April/Mai 1731 bis zu seiner Flucht sowie den Vizepräsidenten Otto Graben zum Stein von 1732 bis 1740, der im Concilium auch nichts zu sagen hatte und die alle miteinander die Spaßmacher des Königs im Tabakskollegium waren, ist viel, aber leider auch viel Falsches geschrieben worden, indem man beispielsweise deren nur scheinbare Präsidentenämter mit dem tatsächlichen von Leibniz gleichsetzte. Alle waren bei ihrer Ernennung keine Sozietätsmitglieder, obwohl Gundling als anfangs durchaus anerkannter Wissenschaftler vor seinem Fall 1713 schon am 18. März 1711 als Mitglied vorgeschlagen worden war, und

zwar ironischerweise von Leibniz während seines letzten Berlinaufenthaltes. Das Concilium lehnte damals die Wahl ab. Ebenso wenig stimmte es dem Vorschlag von Leibniz vom 4. Mai 1711 zu, einen Ko-Direktor der Medizinisch-Physikalischen Klasse zu berufen. Als Begründung wurde das Statut herangezogen, das keinen Ko-Direktor vorsehen würde, dass außerdem eine mögliche Wahl in der Klasse erfolgen müsste und dass „ohne Vorwissen und gutheißen des summi legislatoris“, also des Königs, nichts geschehen könnte und man sich allenfalls an den Protektor wegen der Regelung einer solchen Frage wenden müsste.

Eine vergleichbare Abfuhr wie Leibniz, der 1711 nicht Mitglied des Conciliums war, musste sich 15 Jahre später Gundling gefallen lassen, der trotz seiner Präsidentschaft ebenfalls nicht Mitglied des Conciliums war. Als dieser sich „anmaßen“ wollte, die Beschlüsse des Conciliums „zu examinieren“, wurde er am 3. April 1726 beschieden, dass sein Ansinnen „als etwaß ungerichtetes, und anderstwo nicht erhörtes angesehen“ würde. Gundling sollte mitgeteilt werden, „waß die meinung des concilij wegen seiner anmaßung sei“. Gundling konnte allenfalls Vorschläge machen wie z.B. 1727, als er als erstes Gemeinschaftsunternehmen der Sozietät die Erarbeitung eines mehrbändigen Handbuchs der Geographie vorschlug. Der Plan wurde recht eingehend diskutiert, verwirklicht wurde er nicht.

Es bedurfte meines Erachtens dieser etwas ausführlicheren Bemerkungen, um deutlich zu machen, dass es die oft behauptete und für die Akademie als unwürdig empfundene Nachfolge der Präsidentschaft von Leibniz zu Gundling überhaupt nicht gegeben hat. Leibniz war schon 1710 praktisch ausgeschaltet worden, und der 1718, also zwei Jahre nach Leibniz' Tod 1716, statutenwidrig eingesetzte Gundling hatte in der Sozietät nichts zu sagen.

Einen etwas anderen Charakter hatte die ebenfalls nicht dem Statut entsprechende Präsidentschaft von Daniel Ernst Jablonski von 1733 bis 1741, war er doch immerhin einer der maßgeblichen Mitbegründer der Sozietät im Jahre 1700. Er war von 1710 bis 1741 als Klassendirektor Mitglied des Conciliums, statutengemäß im Wechsel mit den anderen Direktoren von 1710 bis 1733 achtmal Vizepräsident und de facto der von allen anerkannte Leiter der Sozietät, der alle wichtigen Kontakte zum Protektor hielt. An dieser herausragenden Stellung in der Sozietät, die sich auch in den in den widrigen Zeiten Friedrich Wilhelms I. erreichten wissenschaftlichen Leis-

tungen niederschlug, änderte sich praktisch nichts in der Leitung der Sozietät, als der neue Kurator Viereck 1733 vorschlug, Jablonski wegen seiner Verdienste um die Sozietät den Präsidententitel zuzuerkennen, weshalb auch ab 1735 darauf verzichtet wurde, jährlich einen neuen Vizepräsidenten zu wählen. Zu den Verdiensten von Jablonski um die Sozietät gehören neben seinem Anteil an der Gründung und der Erhaltung vor allem sein ständig erfolgreiches Drängen auf die kontinuierliche Arbeit des Conciliums und der Klassen, seine Einflussnahme auf die Zuwahlen von Mitgliedern, die zu keinem Zeitpunkt unterbrochen wurden, die Absicherung der Kalenderarbeit, die vermittelnde Tätigkeit zwischen Sozietät, Concilium, Protektor und König, soweit das unter einem absolutistischen Regiment möglich war, und nicht zuletzt sein Anteil an der Herausgabe von sechs Bänden der „Miscellanea Berolinensia“, die von 1723 bis 1743 erschienen.

Aus der Gelehrtengemeinschaft der Brandenburgischen, dann Preussischen Sozietät der Wissenschaften von 1700 wurden 1746 die Académie des Sciences et Belles-Lettres, 1804 die Preußische Akademie der Wissenschaften, 1946 die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1972 die Akademie der Wissenschaften der DDR und 1993 die Leibniz-Sozietät e.V. In ihre Tradition stellte sich zudem 1992 die neu konstituierte Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Am Anfang im Jahre 1700 standen, wenn man einmal von den sonstigen zahlreichen an einem solchen Gründungsakt Beteiligten absieht, drei Persönlichkeiten, deren Anteil daran nicht gleichwertig war. Das war zuerst Leibniz, der auf der Grundlage seiner Kenntnis der europäischen Akademiebewegung und eigener konstruktiver Gedankenarbeit das Konzept der Zusammenführung von Gelehrten zur gemeinsamen Forschung und zum Gedankenaustausch insbesondere in den sich neu gestaltenden Wissenschaftsdisziplinen entwickelte, denen bestehende Institutionen wenig Entfaltungsmöglichkeiten boten. Um zum Erfolg zu kommen, benötigte er einen Mäzen, den er seit 1668 suchte. Unter den damals gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen konnte das nur ein regierender Herrscher sein. Er fand ihn schließlich im Brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., der die Gründungsurkunde unterschrieb. Daran hatte wiederum den entscheidenden Anteil Jablonski, der als Enkel von Comenius und durch seinen gesamteuropäischen Bildungsgang mit dem Akademiegedanken gleichsam aufgewachsen und dank seiner Stellung am Berliner Hof anders als Leibniz in Hannover ein Partner

war, um die aufwendigen und vielseitigen Vorbereitungen vor Ort in Berlin voranzutreiben. Er machte das Konzept von Leibniz, das der entscheidende Ansatzpunkt war, eigentlich erst praktikabel und wurde derjenige, der in vier Jahrzehnten – natürlich gemeinsam mit Gesinnungsfreunden – die Sozietät am Leben erhielt.

In 300 Jahren hat sich das Leibnizsche Konzept trotz aller Wandlungen in Wissenschaft und Politik dank des Einsatzes ganzer Wissenschaftlergenerationen seit Jablonski im Grundsatz behauptet, wie nicht zuletzt die Unzahl heute bestehender Akademien bezeugt. Es war im wahrsten Sinne des Wortes zukunftsweisend. Das schließt ein, das es stets den unterschiedlichsten Interpretationsmöglichkeiten bis hin zur Ablehnung unterlag. Oft erwies es sich als günstig, wenn man sich bei Entscheidungen in Fragen der Wissenschaftsorganisation mit Leibniz konsultieren konnte. Hier begibt man sich auf ein sehr weites Feld, bis hin zu der Gefahr willkürlicher Deutungen. Hier einige Beispiele dafür aus der Geschichte der Akademie. Mit Leibniz wollte man die Überlegenheit der deutschen Wissenschaft beweisen. Mit der Berufung auf Leibniz suchte man die Gerechtigkeit preußischer und deutscher Kriege zu begründen. Selbst im Hitler-Stalin-Pakt von 1939 sah die damalige Akademieführung das Ideal von Leibniz einer deutsch-russischen Zusammenarbeit verwirklicht. In der Akademie wurden seit 1812 – wie gesagt – 150 Jahre lang unzählige Vorträge des Typs „Leibniz und ...“ gehalten. Daneben gibt es seit Leibniz' Zeiten natürlich eine Leibniz-Forschung, die Vieles und Vielseitiges zu Tage förderte und woran auch die Akademie in Berlin beteiligt war und ist. Und dennoch kennen wir seltsamerweise bis heute nur Bruchteile seines Werks und seiner Korrespondenz. Die am Anfang des 20. Jahrhunderts begonnene Herausgabe schreitet erschreckend langsam voran. Keiner von den hier Anwesenden wird jemals den ganzen Leibniz kennenlernen können. Ich sehe dabei ganz davon ab, dass auch das, was wir wissen, wie alles Historische der ständigen Neuinterpretation unterliegt und kaum jemand heute noch in der Lage ist, als Einzelner die Vielseitigkeit und die Tiefe des Denkens des Universalgelehrten Leibniz nachzuvollziehen.

Was nun die Berliner Akademie betrifft, in der Leibniz im Gegensatz zu seinem wichtigsten Mitstreiter Jablonski stets gegenwärtig war, so möchte ich hinsichtlich der Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts sechs Phasen herausstellen, besser erwähnen, ohne auch nur die

geringste Aussicht, in irgendeiner Weise erschöpfend zu sein. Dazu bedürfte es weit mehr als eines Vortrags, sondern eher eines ganzen Forschungsprojekts.

In der ersten Phase, im 18. Jahrhundert, war Leibniz eher im allgemeinen Sinne allgegenwärtig, mal mehr, mal weniger. Man berief sich von Fall zu Fall auf ihn, hob bei Wahlbegründungen für Mitglieder, wenn dies möglich war, die Beschäftigung des zu Wählenden mit Leibniz hervor. In einer Reihe von Preisaufgaben, die die Akademie seit 1744 stellte, wurde nach dem Denken des Philosophen und seiner Stellung in der Philosophiegeschichte gefragt.

In einer zweiten Phase, als Ewald Friedrich Graf von Hertzberg von 1786 bis 1795 Kurator der Akademie war, wurde in der von ihm initiierten Deutschen Deputation der Akademie der Versuch gemacht, an die Leibnizschen Intentionen zur Pflege der deutschen Sprache anzuknüpfen. Derartige Arbeiten waren zwar in der Sozietät von Anfang an vorgesehen gewesen. Sie hatten indes nur wenige Ergebnisse gebracht und waren in der vom französischen Geist dominierten Akademie Friedrichs des Großen zum Erliegen gekommen. Der Hertzbergsche Versuch wirkte eher langfristig anregend, als durch konkrete Ergebnisse.

Eine dritte sehr intensive Phase der Beschäftigung mit Leibniz in der Akademie setzt dann 1812 entsprechend der Festlegung im Statut ein, worüber ich einige Worte bereits gesagt habe.

Die vierte Phase, die sich mit der vorhergehenden und den folgenden überschneidet, könnte man auf das 19. Jahrhundert datieren. Sie markiert den Beginn der modernen wissenschaftlichen Leibniz-Forschung, indem man nun Quelleneditionen, die es auch schon im 18. Jahrhundert gegeben hatte, und wissenschaftliche Darstellungen vorlegte. Die Akademie war daran eher indirekt beteiligt, indem sie solche Forschungen teils materiell förderte, teils den Forschern ideellen Rückhalt durch ihre Wahl zum Akademiemitglied gab.

Die fünfte Phase setzte am Beginn des 20. Jahrhunderts ein, als die Preußische Akademie in Berlin sowie die Académie des Sciences und die Académie des Sciences morales et politiques in Paris im Rahmen der Internationalen Assoziation der Akademien eine Leibniz-Gesamtausgabe beschlossen. Andere Akademien wurden aufgefordert, insbesondere durch die Bereitstellung von Quellen einen Beitrag zu leisten. Dieses Unter-

nehmen wurde wie die Assoziation selbst ein Opfer des ersten Weltkrieges. In den zwanziger Jahren entschloss sich die Preußische Akademie, die Ausgabe allein fortzuführen. Sie ist bis heute – wie gesagt – einem Abschluss noch sehr fern.

Als eine sechste Phase, die freilich politisch bedingt unter den Wirrnissen des Kalten Krieges zwischen West und Ost litt, kann man vielleicht das letzte halbe Jahrhundert bezeichnen. Sowohl in der DDR, hier stärker, weil die Akademie im Osten lag, als auch in der BRD war Leibniz in Konfrontation und Kooperation ein nicht unwichtiger Gegenstand der Forschung. Dabei hatte die DDR den Vorteil, mit ihren Materialsammlungen an ein halbes Jahrhundert Leibniz-Forschung in der Akademie anknüpfen zu können, während die BRD über den Nachlass in Hannover verfügte. Hier mag als Kuriosität angemerkt werden, dass es bis 1945, solange Hannover eine preußische Provinz war, kaum einen Grund für einen vertraglich geregelten Materialaustausch mit Berlin gab. Da es nunmehr eine Grenze zwischen Niedersachsen und der DDR gab, mussten neue Kontakte mühselig und nicht ohne politische Restriktionen geknüpft werden. Die Zusammenarbeit entwickelte sich, so weit ich davon erfahren habe, zuletzt bis 1989 recht gut und erfolgt heute auf völlig veränderter Grundlage.

Dieser erste Versuch einer Periodisierung im Anschluss an die Herausarbeitung der Stellung von Leibniz bei der Gründung der Berliner Sozietät 1700 kann nur ein Vorschlag sein, der der vertiefenden Diskussion bedarf. Es zeigte sich indessen hoffentlich auch, welches Desideratum sich der weiteren Forschung anbietet, wenn es um das Problem Leibniz und die Berliner Akademie in drei Jahrhunderten geht. Ich denke, dass gerade die Leibniz-Sozietät gefordert ist, sich dieser Aufgabe zu stellen.

Mir bleibt am Schluss nun doch noch eine vierte Bitte um Verständnis, weil ich Ihre Aufmerksamkeit so lange in Anspruch genommen habe.